Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 11

Artikel: Die römische Schweiz
Autor: Rychner, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758190

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die römische Schweiz

Von Max Rychner

In den letzten Jahrzehnten haben wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts einen gewaltigen Reichtum erworben oder erhalten: einen neuen, geschärften Einblick in die Geschichte. Nicht als ob wir genauer als die Früheren wüssten, welches das Ziel der Menschheitsgeschichte ist, aber wir kennen ihren Gang, ihre Etappen und Stationen besser. Goethes Mahnung: „Wer nicht von dreitausend Jahren / sich weiss Rechenschaft zu geben, / bleib im Dunkel unerfahren, / Mag von Tag zu Tage leben", ist ein Wort des 18. Jahrhunderts. Ueber dreitausend Jahre zurückzublicken, war damals eine grosse Leistung. Heute ist der geschichtliche Raum erweitert: wir verfolgen den Gang der Menschheit über die Frühgeschichte und Vorgeschichte zurück, über zwanzigtausend, dreissigtausend Jahre, bis der Mensch uns aus den Augen entschwindet und nur noch die reine Erdgeschichte oder Naturgeschichte übrigbleibt... Bossuet hat in seinem „Discours sur l'histoire universelle" noch die Bibel beim Wort genommen und die Weltgeschichte mit der Erschaffung der Erde und den Menschen, wie sie im 1. Buch Mosis niedergelegt ist, beginnen lassen. Doch bei Voltaire sehen wir, welch gewaltigen Schritt nach vorwärts das geschichtliche Bewusstsein gemacht hat. Eine ganz neue Konzeption tritt vor unser Auge, wenn wir den „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations..." mit Bossuet vergleichen: dort wo einst ein erstes Kapitel von Adam und der Weltschöpfung gehandelt hat, steht nun bei Voltaire als Eingangskapitel „De la Chine, de son antiquité et de ses sciences." Sieben Kapitel — und sie gehören zu den bedeutendsten des Buches — halten den Leser von der abendländischen, ans Mittelmeer gebundenen Welt, die bisher das Zentrum sämtlicher Gedankenkreise gewesen war, nachdrücklich fern und handeln von China, von Indien, von der persischen Religion, von Arabien und vom Islam. Auf diesem Weg ist die Forschung weitergeschritten und ist zu einer Fülle von Ergebnissen gelangt. Sie hat gelernt, den alten Kern des Abendlandes auch von aussen, in seinen Zusammenhängen

und Funktionen mit einer grösseren Welt (mit der ganzen irdischen Welt) zu betrachten.

Was nun die Schweiz betrifft, so sind wir gewohnt, zurückzuschauen bis zum Bundesbrief, bis zur Geburt des kleinen Staates, der sich zu unserem Vaterland ausgewachsen hat. Doch schon vorher wohnten auf dem Gebiet der Schweiz Menschen; sie haben Geschichte gemacht und erlitten; sie sind stumm geblieben und sie haben sich bezeugt; es sind unsere Vorfahren, auch wenn sie nicht in Kirchenbüchern eingetragen waren. Sie sind die Grundmaterie unseres Volkes. Wir dürfen sie nicht in der Unbestimmtheit und Verschwommenheit des mythischen Daseins belassen: wir müssen sie kennen lernen, denn das ist bis zu einem gewissen Grad möglich. Unser geschichtliches Bewusstsein gewinnt eine neue Tiefendimension, wenn wir in den Raum zurückblicken, welche die Jahrhunderte vor der eidgenössischen Staatsgründung ausmachen. Wir erblicken unsere Väter, die noch keine Schweizer waren, aber als Alemannen, Burgunder, Helvetier, Rätier usw. ihre Mission erfüllt haben. Mit ihnen hangen unsere Geschlechter zusammen; die Gründung des ersten Bundes hat den Zusammenhang nicht abgerissen. Allerdings betrachten wir die Frühstufen der Geschichte auf unserem Boden „von aussen", gleichsam mit fremdem Blick. Aber auch so kriegt man zunächst vieles zu sehen.

Wir sind daher den Forschern dankbar, die uns die frühen Zeiträume erhellen und Licht in ihr Dunkel werfen. Für die Epoche der römischen Zeit gibt es ein ganz vorzügliches Werk von Felix Stähelin: „Die Schweiz in römischer Zeit". (1927) Nun hat diese unübertroffene Leistung des Baslers eine Ergänzung erfahren durch zwei Zürcher Gelehrte: Ernst Howald und Ernst Meyer haben in einem reichhaltigen Band — „Die römische Schweiz" — alle Texte und Inschriften gesammelt, die auf unserem Gebiet gefunden wurden oder sich darauf beziehen.*) Zu dem Urtext ist jeweilen die Uebersetzung mitgegeben, sodass der Zugang nicht mehr schwierig ist. Julius Caesar, Tacitus, Plinius der Aeltere, der Geograph Strabo, der Historiker Polybios, ja der Dichter Horaz sind vertreten mit Aussagen über Geschehnisse, Personen, Verhältnisse des Landes, auf dem später die Schweiz erwachsen sollte. Ergiebig ist vornehmlich die

*) Verlag Max Niehans, Zürich 1941

be
Tac
ker

Epoche der Kaiserzeit bis zum Eintritt der Völkerwanderung im 5. Jahrhundert. Etwa 500 Inschriften, die an den Stätten gefunden wurden, wo römische Lager, Kastelle, Zollstationen usw. waren, lassen ein Bild des damaligen Lebens erstehen.

Deae Dianae et Silvan(o) ursari posuerunt ex voto. Das ist eine Inschrift aus Zürich: „Der Göttin Diana und dem Silvanus (Waldgott) haben dies die Bärenjäger nach Gelübde aufgestellt." Bärenjäger auf Zürchergebiet, die den römisch-griechischen Gottheiten ihre Ergebenheit bekunden — das ist nicht ohne Reiz. Es wird angenommen, und es gibt Gründe dafür, dass die Bärenjäger von dem Legionslager Vindonissa (Windisch) ausgesandt wurden mit der Aufgabe, Bären lebendig heimzubringen, damit man sie bei Tierhetzen verwenden könne. Aber noch andere sprechende Zeugnisse geben uns Kunde von dem damaligen Land und seiner Seele. In Baden (heute zwanzig Minuten Schnellzug von Zürich entfernt), wo schon damals die warmen Quellen aufgesucht wurden, fand man die Inschrift: Deae Isidi templum a solo L. Annusius Magianus de suo posuit vikanis Aquensibus... „Der Göttin Isis hat Lucius Annusius Magianus den Tempel von Grund auf für die Dorfbewohner von Baden errichtet..." Die Badener, die heute nur noch durch Mozarts „Zauberflöte" etwas von Isis und Osiris erfahren, haben damals die ägyptische Göttin freundlich aufgenommen. In Augst wurde eine Messingstatuette gefunden, die Deo Invicto, d. h. dem unbesieglichen Gott, nämlich dem persischen Mithras geweiht war. Auch Attis, der Stiergott, und Kybele, die fruchtbare Göttin der Erde wurden verehrt: die ganze vorderasiatische Götterschar war auf dem Boden der Schweiz aufgenommen worden und stand in Ehren.

Diese Tatsache ist uns Heutigen völlig aus dem Gedächtnis geschwunden. Ebenso wie die andere, dass nämlich der römisch-griechische Olymp von den Römern gleichsam ins Land getragen worden war und sein Göttergewimmel nun mitten unter den alten Lokalgottheiten, oder zum Teil wohl über ihnen, Platz und Herrschaft genommen hatte. Dem Jupiter (Jupiter Poeninus) sind mehrere Inschriften geweiht. Oder: Marti Caturigi L. Camill(ius) Aetolus templum a novo instituit... Dem Mars Caturix hat Lucius Camillius Aetolus den Tempel von neuem hergerichtet. (Lausanne) Ein weiteres Beispiel: Apollini M. Au-

fustius Catuso: Dem Apollo Marcus Aufustius Catuso. (Fundort Genf). Oder: D e o N e p t u n o C. Vitalinius Victorinus miles leg(ionis) XXII a curis v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito), was heisst: Dem Gott Neptun Gaius Vitalinius Victorinus, Soldat der 22. Legion, Etappenkommandant, in Erfüllung eines Gelübdes. Es ist eine Genfer Inschrift, aus welcher sich erschliessen lässt, welche Bedeutung der Schiffsverkehr auf dem See haben musste, da der fromme Etappenkommandant sich an den Meergott Neptun wandte.

D i i s M a n i b u s, den Manen, sind manche Inschriften geweiht in echter Pietät den Toten gegenüber. Dann tauchen aber auch eine Anzahl Lokalgottheiten aus dem Staube der Jahrhunderte: G e n a v a e A u g (u s t a e) Aurelia M. fil(ia) Firmina t(estamento) s(uo) p(oni) i(ussit), was heisst: Der erhabenen Genava hat Aurelia Firmina, Tochter des Marcus, dies durch Testament setzen lassen. Auch mit einer Göttin Aventia werden wir bekannt, einer Lokalgöttin der Stadt Avenches, welche ja damals die Hauptstadt des helvetischen Gebietes war. Ihr und „dem Genius der Einwohner" haben damals zwei Vorsteher der Kolonisten eine Stiftung geschenkt.

Die Beispiele könnten noch gehäuft werden. Sie zeigen, dass das Gebiet der heutigen Schweiz klassisch imperialer Boden ist. Die frühen schriftlichen Zeugnisse rühren von den Beherrschern her und sind in ihrer Sprache abgefasst. Natürlich haben sich die Ureinwohner mit ihren Gewohnheiten und Gebräuchen gehalten, doch ist es wohl so, dass die kulturfähige und kulturbedürftige Oberschicht sich mehr und mehr romanisiert hat. Der Verlauf ist ja vom Beispiel Galliens her bekannt. Auch in der Ostschweiz sind eine Menge von Ortsnamen durchaus lateinischer Abkunft (wie ja auch im Rheinland, in ganz Süddeutschland). Der Name Zürich ist ganz normal aus Turicum entstanden, Pfyn im Thurgau bedeutet nichts anderes als Ad Fines (Grenzstation, wohl Zollschranke), Winterthur entstand aus Vitudurum, Chur aus Curia, usw. Einzelne helvetische Bürger konnten bei Verdiensten um die Sache Roms römische Bürger werden. Diese werden sich den Sitten der Landbeherrscher angepasst haben, den Kaiserkult, die Sprache, die Religion angenommen haben. Und ihr Beispiel wirkte nach unten, in die aufstrebenden Schichten der Bevölkerung.

tua.
kon
we

Es wäre ein Irrtum, sich die römische Zeit der Schweiz als ruhig und innerlich befriedet vorzustellen. Geschichte war auch damals ein unablässiges Spiel von Kräften gegeneinander. Es gab Kriege, Aufstände, Meutereien, Strafgerichte. Als die kaiserliche Zentralgewalt Schwächungen erfuhr, als sich Gegenkaiser auftaten und die Macht an sich zu reissen versuchten, gingen die Wellen der Empörung auch über helvetischen Boden. Nicht nur Caesar hat den Helvetiern eine harte Hand gezeigt. Tacitus berichtet über sie, wie sie sich gegen Vitellius wandten, der sich zum Gegenkaiser aufgeworfen hatte. Ohne besondere Hochachtung spricht er von ihnen: „Helvetii, Gallica gens olim armis virisque, mox memoria nominis clara..." was heisst: die Helvetier, ein gallischer Volksstamm, einst (vor Bibracte) durch Waffenmacht und Männer, jetzt nur noch durch die Erinnerung an ihren grossen Namen berühmt... Und weiter steht da: „Illi ante discrimen feroces, in periculo pavidi, quamquam primo tumultu Claudium Severum ducem legerant, non arma noscere, non ordines sequi, non in unum consulere"... was sagen will: „Die Helvetier, vor der Entscheidung kampflustig, jetzt aber in der Gefahr verzagt, hatten zwar beim ersten Kriegslärm den Claudius Severus zum Anführer gewählt. Sie wussten aber in der Handhabung der Waffen nicht Bescheid, hielten nicht Reih und Glied und berieten nichts gemeinsam..." Dieser letzte Satz ist der Ueberlegung wohl wert; er ist beinahe zweitausend Jahre alt und weist auf gewisse Gefahren hin, die bei den Helvetiern im Psychologischen liegen mochten und die in bestimmten Verhältnissen unter der Form von überspitztem Individualismus oder Föderalismus wieder aktuell wurden oder werden können. Wir sind wohl nicht mehr die Gleichen wie unsere Vorväter zu römischer Zeit; doch sind wir auch nicht völlig anders geworden...

Nach der schlimmen Geschichte mit Vitellius, wo beinahe ein furchtbares Strafgericht über die Helvetier ergangen wäre (ein übertrieben jammernder Abgesandter vermochte den Zorn der Machthaber und ihrer Soldaten zu beschwichtigen), kamen bessere Zeiten für das Land. Vespasian war von 69—79 Imperator; er hatte glücklicherweise viel Verständnis für das Alpenvolk, weil er es kannte. Er war zum Teil in der Schweiz aufgewachsen. Sein Vater blieb sogar im Lande und starb hier. Und zwar

als Bankier. Von Sueton erfahren wir: „Postea faenus apud Helvetios exercuit ibique diem obiit, superstitibus uxore Vespasia Polla et duobus ex ea liberis, quorum maior Sabinus ad praefecturam urbis, minor Vespasianus ad principatum usque processit." (Später betrieb er ein Bankgeschäft bei den Helvetiern und hier starb er auch; er hinterliess eine Frau, Vespasia Polla, und zwei Kinder; von diesen beiden brachte es der ältere Sabinus zum Stadtpräfekten, der jüngere Vespasian gar bis zur Kaiserwürde). Der Bankier hat seinem Sohn offenbar so etwas wie Wohlwollen für die Bewohner der helvetischen Berge beigebracht; auf alle Fälle kamen diese nun für einige Zeit aus den gefährlichsten Wirbeln der Geschichte heraus.

Das Gold scheint eine gewisse Rolle gespielt zu haben, denn mehrfach wird erwähnt, die Landbewohner waschen in den Bergflüssen das Gold heraus. Bei dem Geographen Strabo kommt die Stelle vor: „Sie sagen aber auch, die Helvetier seien goldreich, sie hätten sich aber nichtsdestoweniger der Räuberei zugewandt, als sie den Ueberfluss der Kimbern sahen..."

In dem Buch Howalds und Meyers sind antike Itinerarien durch die Schweiz wiedergegeben, die geographischen Grundlagen zur Erdvermessung des Landes von Claudius Ptolemäus, die Landesbeschreibung des Polybios, der, wie er an einer Stelle sagt, diese Gegenden bereist hat. Wir finden Beschreibungen der Alpen, die uns in eigentümlicher Art anmuten. Im folgenden seien zwei Stellen aus Ammianus Marcellinus hergesetzt, wo er Rhein und Rhone und das Verhalten der beiden Flüsse im Bodensee und Genfersee schildert. Aus dieser Art der Naturauffassung wird uns deutlich, wie gross die historische Entfernung von damals bis zu uns ist, und welche Wandlung unser Verhältnis zur Natur inzwischen durchgemacht hat. Noch ist der antike Autor nicht der exakten Beobachtung mächtig, zu welcher durch Jahrhunderte die Europäer sich erzogen haben, noch ist sein Blick teilweise verstellt durch mythische Vorstellungen und Gläubigkeiten, die ihn Dinge sehen lassen, die heute kein Mensch mehr sieht und kaum mehr denken kann.

Ammianus Marcellinus war ein vornehmer Grieche aus Antiochia; von seinen Geschichtsbüchern sind uns jene erhalten, welche den Zeitabschnitt von 353—378 behandeln. Seine Stil-

lun
kein

vorbilder waren Tacitus, Sallust und Cicero. Ueber die beiden Hauptflüsse unseres Landes weiss er zu berichten:

Der Rhein

„Zwischen den Krümmungen hoher Berge entspringt der Rhein mit gewaltiger Wucht und ergiesst sich über abschüssige Felsen, ohne andere Zuflüsse aufzunehmen, wie der Nil sich in jähem Sturze über Katarakte ergiesst. Und er könnte gleich von seiner Quelle weg bei seinem eigenen Wasserreichtum mit Schiffen befahren werden, wenn er nicht mehr einem Wildbach als einem Flusse ähnlich dahinströmte. Bereits zum vollen Strome geworden und seine hohen Uferkanten bespülend, ergiesst er sich in einen weiten, runden See, den der raetsche Anwohner Bregenzersee nennt, 460 Stadien lang und von fast gleicher Breitenausdehnung; rauhe und wüste Wälder machen ihn unzugänglich, ausser wo jene alte und besonnene römische Tatkraft eine breite Strasse gebahnt hat, trotz allen Hindernissen von seiten der Barbaren, des Bodens und des ungünstigen Klimas.

In diesen See ergiesst sich also der Strom brausend, in schäumenden Wirbeln, und die träge Ruhe der Welle durchfliessend schneidet er ihn mitten durch wie mit einer bis zum Ende reichenden Geraden, und wie ein durch ewige Zwietracht getrenntes Element trennt er sich, ohne dass die Wassermassen, die er hineintrug, sich vergrössert oder verkleinert hätten, mit unverändertem Namen und unveränderter Kraft und ergiesst sich, ohne auch in der Folge irgendwelche Einbusse zu erleiden, in die Fluten des Ozeans.

Was aber weitaus das Wunderbarste ist: weder wird das stehende Wasser durch den reissenden Strom bewegt, noch wird der eilende Fluss durch das schlammige Seewasser aufgehalten und sein Wesen wird nicht vermengt und vermischt. Wenn nicht der Augenschein lehrte, dass es so ist, würde schwerlich geglaubt werden, dass sie sich so getrennt erhalten können."

Die Rhone

„Und da wir im Verlaufe der Beschreibung bis zu diesen Teilen (Galliens) gelangt sind, wäre es höchst unangebracht, von der Rhone, einem der berühmtesten Flüsse, zu schweigen. Von den poeninischen Alpen herab fliesst aus wasserreichen Quellen die Rhone; in jähem Schuss gelangt sie in die Ebene und bedeckt mit ihrem Strome die Ufer. Sie ergiesst sich in einen See, Lemannus genannt, den sie, ohne sich mit fremden Wassern zu vermischen, durchströmt; vielmehr gleitet sie an der trägen Wasserfläche zu ihren beiden Seiten vorbei und bahnt sich dann in reissender Strömung einen Weg, indem sie den Ausfluss einengt. Hierauf strömt sie, ohne an Umfang verloren zu haben, durch Sapaudien und das Gebiet der Sequaner..."

lang
ergie
frer

Wie wunderlich sind diese beiden Ströme, deren Wasser sich mit dem der Seen, in die sie sich ergiessen, nicht vermischt! Ich weiss nicht, ob hier Lokalsagen im Spiel sind, die solches behaupteten und die der Reisende aus Antiochia geglaubt hat. Oder schien es ihm, dass sich in dieser Gegend die Dinge überhaupt schlecht miteinander mischen, vielleicht auch die Eroberer mit den Eroberten? Hat sich vielleicht etwas vom Selbstbehauptungswillen des Landvolkes in der Anschauung der Fremden sogar auf die Natur (auf die beiden Flüsse) übertragen? Das zu entscheiden ist schwierig; eine solche Uebertragung von menschlichen Verhältnissen auf natürliche wäre jedoch bei den damaligen gleitenden Grenzen wohl denkbar.

*

Das Buch von Howald und Meyer verdient Dank und weithin Beachtung. Es bietet dem Fragenden eine Fülle von Antwort; noch mehr: dem Suchenden erweckt es eine Fülle von Fragen. Es eröffnet uns eine fremde und doch wieder vertraute Welt — eine Welt, die zu uns gehört und die wir uns deshalb erobern müssen. Je tiefer wir in die Vergangenheit unseres Landes zurückdringen, umso fester wird das Vertrauen in eine lange Zukunft, denn umso sinnvoller erscheint uns der Weg unserer Geschichte.